

Der kirchlich gesinnte Theologe wird also seine Philosophie aus St. Thomas schöpfen müssen, und wie viel mehr dann derjenige, dessen vorzüglicher Ruhm es ist „vir ecclesiae“ zu heissen und zu sein? Ja, der Benedictinermönch wird den Wünschen der Päpste gemäss sicherlich keinen anderen Führer in der Wissenschaft wählen als den doctor angelicus. Hat dieser nicht einst in seiner Jugend als Schüler auf Monte Cassino das Kleid unseres hl. Vaters getragen? Ist es ja behauptet worden, er sei vor seinem Eintritt in den Predigerorden an unserem hl. Orden gebunden gewesen. Wie es sich aber damit auch verhalten mag, gewiss ist der Geist des hl. Thomas ein recht monastischer, und es wird schwer sein, ein herrlicheres Beispiel der rechten Art und Weise im Kloster dem Studium obzuliegen, als das seines Lebens zu finden. Seine grosse Liebe zum hl. Officium wird durch seine grosse Pünktlichkeit im Chor bewiesen. Trotz seiner für die hl. Kirche so wichtigen Arbeiten versäumte er nie, um Mitternacht zur Matutin zu erscheinen. Ein Muster aller klösterlichen Tugenden, zeichnete er sich am meisten durch die Vereinigung des Gebetes mit dem Studium aus. Sicherlich unterliess er nie alle natürlichen Mittel zur Erlangung der Wissenschaft anzuwenden. In seiner Demuth aber erkannte er, wie unvermögend auch der begabteste Mensch ist und sah ein, wie gefährlich das Wissen ist, das nicht durch das Gebet geheiligt ist. Daher nahm er immer bei allen Schwierigkeiten sowohl in der Philosophie wie in der Theologie seine Zuflucht zum Gebete und wie er selbst versichert, lernte er mehr am Fusse des Crucifixes, als in allen Büchern der Welt. Wenn wir ihm hierin nachfolgen und ihn recht innig verehren, dann wird nicht nur der helle Glanz seiner „goldenen Weisheit“ aus seinen Werken in unsere Seelen hineinstrahlen, so dass wir vermögen „quae docuit intellectu conspiciere“, sondern auch die mächtige Wirksamkeit seiner Fürbitte wird uns die Kraft bringen „quae egit imitatione complere.“

† P. Leo Fischer, O. S. B.

Eine Blume aus dem Klostergarten.

Biographisch-literarische Studie von J. Böllenrücher (Sarnen).

(Fortsetzung zu Heft I. 1897, S. 107—115.)

Die schönsten, duftigsten Blüten von Leo Fischers Lyrik blühen vor dem Altare der Gottesmutter.

Als Nachtigall mit süsser Weise

Schwinge dich auf zu der Jungfrau Preise!

so fordert er selbst seine Muse auf. Darum sind denn auch diese Lieder so innig und zart, dass wir wohl sagen dürfen, der Dichter

habe hier sein ganzes reiches Gemüth, dem er zwar oft im Umgange, seltener jedoch in den übrigen Dichtungen Ausdruck verlieh niederlegen und offenbaren wollen.

Ringsum vom öden Sandmeer eingeschlossen,
Erkühlt der Pilger sich zu schwerem Gange.

So beginnt der Mariensänger allegorisch die Beziehung des Menschen zu ihr, die „Unsere Zuflucht“ ist, zu schildern.

Der Glutodem des Samum verfolgt den Pilger im wüsten Sandmeere, zu seinen Füßen ringelt sich die Schlange, aus der Ferne schreckt ihn des Löwen Stimme; selbst die Lüfte treiben ihr Spiel mit ihm und bald sinkt er zu Boden, schwer getroffen von den Strahlen der Sonne, seufzend nach dem labenden Quell und dem kühlenden Schatten einer Palme. Der Pilger ist die Menschenseele, so lange sie im Thale des Todes wandelt.

Doch eine Palme blüht an unsern Pfaden,
Aus königlichem Stamm, mit hoher Krone,
In ihrem Schatten fließt der Quell der Gnaden:
Das ist die Mutter mit dem ewigen Sohne.

Er besingt ihre Feste, ihre Kapellen und Bilder. Vor allem aber ist sie ihm die Maienkönigin. Den Speick, die zarte Blume blau wie Kindesäuglein, bittet er, ihm doch nicht zu zürnen dass er sie bricht; denn zwischen Rosen und Lilien darf sie fortan vor dem Bilde der Makellosen prangen. Mit Schneeglöckchen, früh morgens gepflückt, ziert er den Marienaltar.

Königin, zu deren Preis
Engelscharfen schallen,
Sollten Blümlein rein und weiss
Dir nicht auch gefallen?

Und dann kniet er selbst auf die Stufen hin, um jubelnd die Hehre zu begrüßen:

O Jungfrau, wenn auf Erden
So schön des Frühlings Zier,
Wie selig muss dann werden
Der Himmelsmai bei Dir!

Eines seiner schönsten Lieder nach Inhalt und Form widmet der Dichter der kleinen Lourdeskapelle, die bei Sachseln an sanfter Halde lehnt.

Heilige Jungfrau, Dir ruhet zu Füßen
Still wie ein Kindlein der mächtige See —
Wirst Du nicht allen den Kummer versüssen,
Welche Dich rufen in Sorgen und Weh?

Wir hoffen, früher oder später mehrere dieser Marienlieder in Musik gesetzt zu sehen. Welch prächtiges Motiv zu einer Composition ist z. B. „Heiligenwasser“ mit dem herrlichen Abend-

Mutter voll der Macht,
Halte diese Nacht
Ueber alle Deine Kinder Wacht!
Denn Du bist's allein
Die die Welt versüsst,
O Maria rein,
Sei gegrüsst!

Folgendes Gedicht geben wir deshalb wieder, weil es bisher noch nirgends veröffentlicht wurde.¹⁾

Im Kahne.

Ave Maria,
Clemens et pia!
Sis nobis stella
Candida lux;
Gratia plena,
Semper serena,
Sis in procella
Cymbulae dux!

Ex inquieto
Aequoris freto
Prospero flamine
Libera nos!
Erige fessos,
Curis oppressos
Tuo solamine
Coelitus flos!

Ein anderes lateinisches Marienlied ist gedruckt in „Wanderers Weisen.“

Im engsten folgerichtigen Zusammenhange mit dieser Verehrung der Himmelskönigin und ihres göttlichen Sohnes steht ein anderer Grundaccord der Poesie unseres Dichters, das Verlangen, die Sehnsucht nach der ewigen Heimat. Diesem Heimweh verdanken wir das trotz seiner Kürze so inhaltvolle Lied „Sehnsucht,“ ebenso „Sursum corda;“ sehr häufig begegnen wir ihm als dem Schlussgedanken irgend eines Naturgemäldes. Wohl den schönsten Beleg hiefür bietet die Schlussstrophe von „Ausblick:“

O, wer gibt mir Schwingen,
Um empor zu dringen,
Frei von allen Schlingen
Dieser Welt?
Jetzt schon möcht' ich fahren
Hoch hinauf zum klaren,
Blauen, wunderbaren
Himmelszelt!

Derselbe gewaltige Sehnsuchtsdrang liegt auch in folgenden, aus „Im Gebirge“ entnommenen Versen:

¹⁾ Erschien seither in den »Dichterstimmen der Gegenwart.«

Und oben, hoch oben,
Da schweben durch's Blau
Die Wolken, gewoben
Aus funkelndem Tau;
Vom Lichte beschienen
Errötet ihr Saum —
O dürft' ich mit ihnen
Dureheilen den Raum!

Mit ihnen, mit ihnen
Enteilt' ich so gern,
Um selig zu dienen
Am Throne des Herrn,
Um ewig dort oben,
Von Engeln umkreist
Den Schöpfer zu loben,
Den göttlichen Geist.

Wie sollte ihm darum bangen vor dem Heimgange durch
das Thor des Todes?

Mag der Leib zerfallen
Wie das Laub verdorrt,
Gleich den Nachtigallen
Fliegt die Seele fort.
Von des Grabes Grenze
Fliegt sie fort so weit,
Bis zum lichten Lenze
Seliger Ewigkeit.

Aber Leo Fischer weiss auch die Schönheiten der irdischen
Heimat zu würdigen. Ihm war es ja vergönnt, in Gegenden zu
leben, deren Reize alljährlich tausende von Menschen entzücken,
die sonst für derartige Genüsse weit weniger empfänglich sind
als der Poet es sein muss. Wanderungen durch Feld und Wald,
über Berg und Thal waren seine liebste Erholung. Am meisten
hat ihn wohl die schweizerische Gebirgswelt angezogen.

Der Städte Gewimmel
Ist dürftig an Reiz,
Ermüdend sind ebene Wiesen.
Drum grüss' euch der Himmel,
Ihr Berge der Schweiz,
Ihr wolkenumgürtete Riesen.

Auch auf diesen Sängerbahnen verdrängt der Dichter den
Priester nicht, fast alle diese Landschaftsbilder schliessen mit irgend
einem naheliegenden religiösen Gedanken. Und gerade diese für
Leo Fischer's Naturauffassung bezeichnende Eigenthümlichkeit
verleiht diesen Schilderungen und Stimmungsergüssen bleibenden
poetischen Wert. Man höre:

Auf dem Sarnersee.

Wie liegt er so lieblich im lachenden Land,
Der blanke, der bläuliche See!
Zerklüftete Zinnen bewachen den Strand,
Es spiegelt im Wasser der Schnee.

Und schallet so helle beim Sinken der Nacht
Das Ave Maria-Geläut,
Dann waltet die Welle in blinkender Pracht,
Vom Schimmer des Mondes bestreut.
Es flammet die flutende Fläche und glüht,
Vom Sternegewimmel umstrahlt;
Doch schöner als sie ist ein reines Gemüth
In welchem der Himmel sich malt.

Ein weiterer Beweis dafür ist das Gedicht: „Pilatus.“

Stumm steht der Wanderer auf dem kahlfelsigen Grat;
entzückt schaut er hinab in das Lenzparadies, hinüber zur blendenden
Pracht der gewaltigen Gletscher.

Ihm ist es, als sei er der Erde entrückt
Und ihrem vergänglichem Tande.

Ihm ist es, als ob in der Wonne Erguss
Die Stimmen der Seligen riefen:
Lobpreiset den Herrn, Wald, Thäler und Fluss,
Lobpreist ihn, ihr Höhen und Tiefen.

Ein anderer Vorzug dieser, wie überhaupt aller Fischer'schen
Poesien ist die knappe Form, die prägnante Kürze, in welche die
Gedanken hineingegossen sind. In welcher Unzahl von langathmigen
Gedichten ist nicht schon das Edelweiss besungen worden! Wie
kurz und schön hat dagegen unser Dichter diesen Stoff behandelt!

Auf Felsenkolossen
Da siehst du von ferne
Das Edelweiss sprossen
An schwindelnder Wand.
Da blüht es dem Sterne,
Dem klaren, vergleichbar,
Nur selten erreichbar
Der muthigsten Hand.
Wohl scheint es zu scheuen
Des Thales Gewimmel,
Und will sich erfreuen
An reinerem Licht;
So suche im Himmel
O Seele, den Frieden,
Hienieden, hienieden
Gedeihet er nicht.

Vorzügliche Naturgemälde enthält die letzte Sammlung „Wan-
derers Weisen.“ So z. B. „Waldquell.“

Am Fuss der Tanne
Da sickert hell,
Aus felsiger Wanne
Ein klarer Quell.

Doch der schwache Strahl gelangt nicht hinab zum Bache
im Thale drunten, er zerfließt in Moos und Sand. Da steigt denn
vergangenes Wehe im Herzen des Dichters auf; Der Quell mahnt
ihn an ein junges Menschenleben, das allzufrüh geknickt ward.

Und Blumen stehen am Grabesrand,
Auf Wiedersehen im Vaterland!

Prächtig geschildert ist die Wettertanne, die hochstämmige Tochter des Gebirgs, welche, Schnee und Eis trotzend, dem Adler auf seinem Fluge zum Ausruhen dient, bis einmal der Blitzstrahl auch sie zu Boden wirft.

Denn dem Erhabenen folget der Schmerz, und es klammert das Unglück An das Grosse sich an, nicht an verächtlichen Staub.

P. Leo beschäftigte sich gerne mit Mineralogie. Die Steine sind ihm die „Blumen der Unterwelt.“ Denn nicht nur das Aeussere der lenzumschlungenen Erde ist mit wechselnden Blumen geschmückt,

Steige hinab in das Dunkel der Nacht, in die Stollen des Bergwerks,
Wunder der lieblichsten Art birgt der verschwiegene Fels.

Wie manche Perle liesse sich aus den fünf Bändchen noch anführen! Ein prächtiges Stimmungsbild ist z. B.

Im Hafen.

Die Welle rauscht im dunklen Fluss,
Sie rauscht in's ferne Meer;
Der Abschied, den ich nehmen muss,
Wie fällt er doch so schwer!

Ich blicke von des Schiffes Bord
Hinüber nach dem Strand,
Ein treues Herz, es trauert dort
Es winkt eine treue Hand.

Vielleicht dass sie noch einmal winkt
Bei meiner Wiederkehr,
Vielleicht dass sie zu Grabe sinkt —
Wie fällt das Scheiden schwer!

Gehen wir zu einer andern Classe von Gedichten über, zu den halb episch, halb lyrisch gehaltenen Geschichtsbildern. Es sind dies, wie P. Kreiten sagt, „keine eigentlichen Balladen oder Romanzen, sondern kurze, aus dem Vollen geschöpfte Stimmungsergüsse historischer Personen, oder leichtumrissene Bilder hervorragender Gestalten und Geschehnisse.“ Schon „Ecclesia militans“ ist ein Cyclus historischer Gedichte, mit der Eintheilung: Alterthum-, Mittelalter-, Neuzeit.

Als Probe, wie unser Dichter die Sage zu verwerten weiss, diene:

Kodros.

Als vor Athen die Heere Spartas's lagen,
Nach Delphi sandten da die Gegner beide.
Zu wessen Gunsten sich der Gott entscheide,
Liess jeder Theil die Priesterin befragen.

Und ihr gefiel's den Sieg vorauszusagen
Dem Volke, dessen Fürst den Tod erleide.
Drauf wurde unerkannt im Bauernkleide
Der König Kodros von Athen erschlagen.

Ein gröss'rer Kodros ist seither gekommen:
Es was der Gottessohn, der Knechtsgestalt
Um seines Volkes willen angenommen.

Am Kreuze ist er unerkannt gestorben.
Allein sein Tod gebot dem Feinde Halt
Und hat uns Allen Sieg und Heil erworben.

Aus dem Alterthum werden die Gestalten eines Hannibal, Cäsar, Scipio vorgeführt. Das Mittelalter ist vertreten durch „St. Benedictusschule,“ „Subiaco,“ „Monte Cassino,“ „Gregor der Grosse,“ „Gregor VII.,“ „Am Selef,“ „Ludwig IX.“ u. a. m. „Katharinenthal,“ „Im Ranft“ und „Im Rathhause zu Stans“ feiern bekannte Ereignisse aus dem Leben des seligen Nikolaus von der Flüe. Von den unter die Rubrik „Neuzeit“ fallenden Gedichten nennen wir: „Der sterbende Zuave,“ „Klostersturm,“ „Garcia Moreno,“ „Richelieu,“ „Nelson,“ „Wilhelm I.“ und „Friedrich III.“

„Klostersturm“ ist eine begeisterte Apologie der Orden.

In der Zeiten Wende kamen die Mönche und verzauberten das öde Land; Wissenschaften und Künste brachten sie mit sich und bewahrten als neue Gralsritter den Gottesfunken, während der Pöbel sich frech an ihren Schätzen berauscht. So stehen sie jetzt noch inmitten des Stromes, der schäumend ihres Domes geweihtes Fundament umgrollt, jenes Stromes, dessen Ziel der Abgrund ist.

Gott gnade, wenn er es ergriffen;
Denn wie sie kam auf ihrer Spur,
So auf der letzten Mönche Schiffen
Entflieht die letzte Welteultur.

Ein herrliches Bild entwirft der Dichter von dem grossen Präsidenten Ecuador's und Martyrer der heiligen Sache, der fest gestanden als Apostel und Regent, ob auch die Anden in ihrem Grunde erzitterten.

Ein Stern, mit Glanz gefallen,
Ein Aar der hoch entschwebt,
Der herrlichste von Allen
Die neben ihm gelebt.

Das Gedicht „Nelson“ hielt Leo Fischer selbst für eines seiner besten. Der Stadt seiner Jugend gilt das Ghasel „Venedig,“ ebenso „Im Herbste,“ und gewissermassen auch „Der Friede von San Marco.“

Venezia, o sage,
Du reiche Meeresbraut,
Den schönsten deiner Tage,
Wann hast du den geschaut?

Das war, als Barbarossa dem Papste Alexander III. die Hand zur Versöhnung reichte. An Webers „Obelisk“ erinnert die

meisterhafte Elegie „Aquileja“, worin uns in wenigen Versen das wechselnde Geschick der vormals blühenden Stadt erzählt wird, deren Grösse unter den Hufen der Hunnenrosse zertreten ward.

Ihre Paläste wurden zu Staub, zur Weide die Gassen,
Ihrer Kinder beraubt, steht sie wie Niobe da.
Nur das Meer umschmeichelt sie noch. Bleifarbigte Wellen,
Vom Sirocco bewegt, murmeln den Trauergesang.

Das „Lied vom deutschen Reich“ besingt den Sieg über Frankreich und die Einigung Deutschlands.

Vom Alpenschnee am Bodensee
Bis zu des Dollarts Dünen,
Vom Weichselstrand zum Moselland,
Wo uns're Reben grünen,
So weit, so weit in Herrlichkeit
Die Grenzen sich erstrecken,
Soll Gott allein gefürchtet sein,
Und nie ein Feind uns schrecken.

Man sieht dass Leo Fischer seinem Vaterlande im Herzen treu blieb. Besonders angezogen haben ihn die Gestalten der zwei Heldenfürsten, Wilhelms I. „Der deutschen Treue Spiegelbild und Wächter,“ und Friedrichs III., der von seinem Vater einen Königsthron und ein Sterbebett geerbt, damit er zeige wie ein Kaiser stirbt.

Die zwei Sonette „Zum 80. Geburtstage des Fürsten Bismark“ zeigen, dass der echte Poet auch sogenannten blossen Gelegenheitsgedichten wahren Kunstwert zu verleihen weiss.

Das Narrenschiff moderner Zeiten ist am Felsen der Kirche zerschellt; sie, die den Bau der Ordnung stören wollten, sind in Parteien zersplittert wie die aufgelösten Planken eines Schiffes. Und immer noch erhebt die Kirche sich als Hochburg ewig giltiger Gedanken. Das II. Sonett lautet:

Du selbst, ein Held vom Schlage der Titanen,
Mit eines Reiches Gründung nicht zufrieden.
Gedachtest auch ein geistlich Schwert zu schmieden,
Und lenktest ein in Barbarossas Bahnen.

Doch neue Siege waren deinen Fahnen
Im Kampf mit Petri Stuhle nicht beschieden;
Dein Schicksal, des Gewaltigsten hienieden,
Es sollte Kleinere zur Demuth mahnen.

Wie schwer es sei, gestützt auf Macht und Heere
Das Heiligthum des Herrn zu unterjochen,
Dein klares Auge hat es bald erkannt.

Von fernen Inseln in dem stillen Meere
Hast der Versöhnung Palme du gebrochen
Um sie zu legen in des Papstes Hand.

Eine weitere Anzahl von Dichtungen lässt sich unter dem Gesamttitel „Aus Kunst und Wissen“ vereinigen. Hieher gehört die balladenartige Verherrlichung der deutschen Sprache.

Vor ungezählten Jahren kam von Osten her Germanenvolk gewandert; in ihrer Mitte zog eine holde Jungfrau, hoch und prächtig, ein echtes Heldenkind.

Und schüttelte sie die Locken,
Und that sie auf den Mund,
So wich der Feind erschrocken,
Der ihr im Wege stund.¹⁾

Wie laute Hifthornklänge erscholl ihre Stimme am Strande des Donaustromes und bei den Weltbesiegern an der Tiber. Am schwarzen Meere drang die Christuslehre ihr an's Ohr. Von Wulfila getauft und gesalbt schritt sie rüstig weiter auf ihrem Siegesgange, und trug die Fackel des neuen Glaubens zum dunklen Norden hin.

Und wollt ihr gern erfahren
Wie diese Jungfrau hiess,
Die vor den deutschen Scharen
Ihr Wort erschallen liess?
Sie ist in Sturm und Fehde
Noch heute nicht erschlaft,
Es ist die deutsche Rede,
Die Sprache voll der Kraft.

Hieran schliessen sich „Die griechische Sprache,“ „Nibelungenlied,“ „Walter von der Vogelweide,“ „Des Linguisten Selbstlob,“ nebst den Charaktersonetten: „Fiesole,“ „Scholastik,“ „Klosterstudien,“ „Das dreizehnte Jahrhundert“ und „Lewis Wallace.“ Besondere Erwähnung verdient die poetische Charakterisierung der drei antiken Odenmetren.

Gleich der Meerflut rauscht der Gesang der Sappho,
Tiefen Wohllauts voll. Es empört die See sich
Bald im Sturm, bald ruht in der Bucht die harmlos
Spielende Welle.

So der Griechin Vers. Er vermag gewaltig
Darzuthun hochwogender Stimmung Vollkraft,
Doch er leiht auch sanfteren Laut des Herzens
Ewiger Sehnsucht.

Den alkäischen und asklepiadeischen Vers behandeln ebenfalls je drei Strophen. In der Legende: „Die beiden Musen“ spricht der Dichter die Aufgabe der christlichen Kunst aus:

Kühn in das Opfergebet ertöne die Lyra der Dichtung;
Ueber des Lammes Altar schaffe der Pinsel sein Werk.

„Denn,“ sagt er anderswo:

Denn welches Ziel die Kunst sich immer stecke,
Du siehst sie hier am Gipfel ihrer Macht;
Denn schönere Siege kann sie nicht erstreiten
Als Menschenherzen himmelan zu leiten.

Eigentlich epische Gedichte finden sich bei Leo Fischer nur wenige; sein Talent war eben ein vorwiegend lyrisches. An

¹⁾ Anspielung auf die bekannte Stelle in Tacitus' Germania, cap. 3.

Romanzen und Balladen nennen wir „Zorn von Bulach,“ „Vinland it goda,“ „Der Tag von Marignano,“ „Karl der Grosse,“ „Ragnar Lodbrok,“ „Ein Königswort,“ „Die Burgfrau von Heidegg,“ „Andreas Hofer.“

Im grünen Passeier
Und drüben am Brenner,
Da fochten die Männer
Mit trotzigem Muth;
Die Heimatbefreier
Im ärmlichen Loden,
Sie tränkten den Boden
Mit feindlichem Blut.

Uebrigens hält es bei manchen Fischer'schen Gedichten schwer, zu bestimmen, ob sie unter die Geschichtsbilder oder unter die Balladen zu registrieren seien.

Unsers Dichters beste Legende ist „Die Römervilla.“

Im stolzen Prunkgemache sitzt Plinius der Aeltere; kalten Auges blickt er auf das Pergament nieder, worauf er als trauriges Resultat seiner Forschungen geschrieben, dass der Mensch das ärmste der Thiere sei, weil er allein den Abgrund seiner Qualen kenne; nur das habe das Glück ihm gegönnt, dass er sich selbst vernichten kann. Aus diesen Weltschmerzgedanken weckt ihn der dem 8. Psalm entnommene Nachtgesang seines Gärtners:

»Der Du, o Gott, vom Anbeginn der Zeiten
Das Firmament mit seinen Herrlichkeiten,
Des Meeres Wogen und die Erde schufst!
Was ist der Mensch, dass seiner Du gedachtest
Und ihn zur Krone Deiner Werke machtest
Und ihn zunächst an Deinen Thron berufst?«

Der hohe Edelsinn des Liedes besänftigt den ob der Störung erwachten Zorn des Philosophen; er lässt den Gärtner zu sich kommen; denn es ist ihm unbegreiflich dass ein Mensch den Wert des Daseins zu loben vermag.

Der Slave, muthig, doch bescheiden
Erwiderte dem edlen Heiden
»O Plinius, ich bin ein Christ.«

„Besser und kürzer könnten Heidenthum und Christenthum kaum gegenübergestellt werden.“ (Kreiten.)

(Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)